

Der unmögliche Dialog

Eine Psychologie von gestern für eine Theologie von morgen?

Von Otto B. Roegele

»Glaube und Kirche – Zu einigen Sachaussagen bei Eugen Drewermann« lautete der Titel einer großangelegten Tagung, zu der die Katholische Akademie in Bayern auf das Wochenende 21./22. Februar 1992 eingeladen hatte. Mehr als tausend Teilnehmer kamen nach München, um zu bestätigen, was Dr. Franz Henrich auf dem Programmblatt vermerkt hatte: »Es geht beim Streit um Drewermann nicht nur um neue Deutungsmuster, sondern um die inhaltliche Substanz des biblischen Glaubens und des Credo der Christen [...] Viele sind bis ins Tiefste verwirrt und verunsichert. Über der Auseinandersetzung um Person und Verfahrensfragen ist die theologische Durchleuchtung und Bewertung von Sachaussagen Drewermanns zu kurz gekommen. Einer Auswahl dieser Sachprobleme ist die Tagung [...] gewidmet.«

Indes, der Tagung ging ein Vorspiel voraus, in dem es wieder um »Person und Verfahrensfragen« ging. Den Teilnehmern wurde die Korrespondenz vorgelegt, die um Drewermanns Mitwirkung geführt worden war. Der Paderborner Privatdozent war »als Gesprächspartner mit bevorzugtem Rederecht« eingeladen worden, aber das wollte er nicht. Er stellte der Akademieleitung seine eigenen Bedingungen entgegen: Zunächst verlangte er drei Stunden für eigenen Vortrag mit Diskussion. Drei Tage später brachte er Termenschwierigkeiten ins Spiel, beharrte jedoch auf der ausführlichen Eigendarstellung: »Bei einem durch und durch synthetischen Werk wie dem meinigen scheint mir eine solche Übersicht die unbedingte Voraussetzung dafür zu sein, um den Stellenwert bestimmter Einzelaussagen und einzelner methodischer Aussagen zu würdigen.«

In einem Telefongespräch am selben Tag war von einem »Privatflugzeug« die Rede, das ihn nach Paderborn zurückbringen mußte. Aber selbst dann wäre es ihm nicht möglich gewesen, die fünf Theologen-Kollegen anzuhören. Am 18. Februar revanchierte er sich für die von ihm ausgeschlagene Einladung mit einem Brief an den Direktor der Akademie, in dem er den Kollegen, die sich zum Dialog mit ihm bereit erklärt und sich auf einen solchen gründlich vorbereitet hatten, vorwarf, daß sie »verzerrt, ja geradezu falsch« über ihn aussagen würden. Seine schließliche Ablehnung verband er mit dem Begehren, Dr. Henrich solle eine eigene Tagung ganz für ihn ausrichten. So kam es zu einem »Dialog mit Abwesendem«; es blieb der Leitung der Akademie nichts anderes übrig, als den enttäuschten Teilnehmern und Referenten Einblick in den Briefwechsel zu gewähren, wollte sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen, sie habe nicht genug getan, um Eugen Drewermann nach München zu holen, ganz zu schweigen von dem Verdacht, dies sei gar nicht ernsthaft beabsichtigt gewesen.

Man wird nicht sagen können, Drewermanns Abwesenheit habe die Erörterung »zu

einigen Sachaussagen« behindert. Ein Autor, der so uncrhört viel produziert, kann durchaus »als bekannt« vorausgesetzt werden. Die Referenten gaben sich auch die größte Mühe, ihn jeweils zuerst selbst zu Wort kommen zu lassen, bevor sie ihre Fragen und ihre Stellungnahmen formulierten. Drewermann hätte sich, wäre er erschienen, sehr wohl überzeugen können, wie sehr man bestrebt war, ihn zu verstehen, seinen Gedanken und seiner Sprache zu folgen und Hindernisse abzubauen, die sich zwischen ihm, der »offiziellen« Theologie und dem Lehramt aufgetürmt haben. Die Kollegen von der theologischen Zunft, die in München zu Wort kamen, waren nicht auf Konfrontation eingestellt, sondern auf einen klärenden Diskurs, auf die Behebung von Sprachschwierigkeiten, auf den Nachweis der Vereinbarkeit von neuer Auslegung und überlieferter Lehre.

Aber man wird sich fragen müssen, was der Ablehnung Drewermanns zugrundeliegt. Inzwischen hat sich ein neuer Schlagabtausch um eine Einladung zugetragen. Die Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken hatte einen Brief geschrieben, in dem Eugen Drewermann gebeten wurde, an einer »Disputation über zentrale Wahrheiten des christlichen Glaubensbekenntnisses« auf dem Katholikentag in Karlsruhe (17.-21. Juni 1992) mitzuwirken. Auch hier antwortete Drewermann, indem er Bedingungen stellte, und zwar die Forderung, Frau Rita Waschbüsch müsse zuerst öffentlich erklären, daß sie ihre zustimmende Äußerung zu dem Predigtverbot durch den Erzbischof von Paderborn zurücknehme.

So wird die Frage, die schon in München aufkam, seither noch deutlicher vernehmbar: Ist Eugen Drewermann an einem Dialog überhaupt interessiert? Ist er dazu noch bereit, nachdem er sich ganz auf einen Stil der Selbstdarstellung eingestellt hat, der mit Hilfe der Massenmedien eine so enorme Wirkung entfaltet? Er ist ein Meister der Inszenierung seiner Auftritte, er beherrscht wie kaum ein professioneller Fernsehstar die Kunst der Beeinflussung, er setzt sie ein vom »Markenzeichen« des immer gleichen Habitus (Strickpullover) bis zum »Endzeitblick«, der den Zuschauer ebenso festnagelt, wie der zum schmalen Lippenstrich geschlossene Mund die Unwidersprechlichkeit seiner Thesen signalisiert.

Eine zweite Frage drängt sich auf: Was für ein Verständnis von Meinungs- und Gewissensfreiheit, auf die er sich doch im eigenen Falle ständig lautstark beruft, hat Eugen Drewermann, wenn es um Rita Waschbüsch geht? Grenzt sein Begehren nicht an Nötigung, wenn er mit dem Übel seiner Absage droht, falls die Präsidentin nicht ihre (ganz persönliche) Meinung ändert?

Wie rätselhaft bleibt auch das Verhalten des Fachmannes für Seelenkunde, als den er sich weiß, gegenüber dem Mitmenschen, der ihn einlädt? Da ist noch die Szene aus dem Fernseh-Disput »Streitfall« am 6. Februar 1992 in Erinnerung: Vor einem Millionenpublikum lud Bischof Walter Kasper seinen Gesprächspartner ein, nach Rottenburg zu kommen, in seinem Haus zu wohnen, ihn eine Woche lang in seinem Dienst zu begleiten und sich auf diese Weise ein wirklichkeitsgerechtes Bild von der Amtstätigkeit eines Bischofs zu machen. Drewermann fand nicht einmal ein formales Wort des Dankes. Er übergang dieses Angebot, obwohl es spürbar aus freundlichem Herzen kam, mit unhöflichem Schweigen. Sah er seine Vorurteile über »Kleriker« bedroht? Traute er sich nicht, eine Woche mit »Herrn Kasper« (wie er den Bischof und weltweit angesehenen Theologen anredete) zu verbringen? Wollte er die »Amtskirche«, der er den Abfall von ihrem Gründer vorwirft, gar nicht näher kennenlernen?

1. Der »heilende Charakter« des Evangeliums

Das angestrenzte Bemühen, Drewermanns Botschaft als ganze in den Blick zu nehmen und manche Einzelaussagen, gerade in ihrer Widersprüchlichkeit und Mehrdeutigkeit, daraus zu verstehen, beherrschte die Tagung. Man fand Worte hoher Anerkennung für die Bedeutung seines Ansatzes, den »heilenden Charakter« des Evangeliums herauszuarbeiten. Zu lange habe man gemeint, das Neue Testament wende sich hauptsächlich an die Sünder, die sich bekehren müßten; Drewermann zeige, daß es sich an die Bedrückten und Beladenen richte. Diese Wendung sei »von allerhöchster Aktualität«. Auch wurde – übrigens ohne kritischen Beiklang – die Abkehr von einer vorwiegend asketisch bestimmten und die Hinwendung zu einer eher eudämonistischen Auslegungstendenz registriert.

Prof. Dr. Eugen Biser (München) sprach von Drewermanns »seismographischer Sensibilität für das, was an der Zeit ist«. Die Geschichten der Bibel müßten aus dem Musealen der historischen Sicht herausgeholt und als »in Gleichzeitigkeit erfahrbar« gemacht werden. Der Mensch von heute müsse spüren, daß das, was sie berichten, auch für ihn gilt. Prof. Dr. Heribert Mühlen (Paderborn), Drewermanns »Doktorvater«, sein Fürsprecher bei der kumulativen Habilitation und bei seiner – schließlich gescheiterten – Bewerbung um einen Lehrstuhl, kennt den Theologen, Autor und Menschen Drewermann wohl besser als jeder andere Kollege. Er hat die Entstehung seines Gesamtwerkes aus der Nähe verfolgt, die Wandlungen und die Zusammenhänge zwischen Leben und Schriften. Mühlen ist der Ratgeber und Anwalt der »Charismatischen Bewegungen«, die sich in den letzten zwei Jahrzehnten auch in Deutschland ausgebreitet haben. Er hält Drewermanns Werk (und das Echo darauf) für ein Signal, das eine neue Epoche der Glaubensgeschichte anzeigt. Freilich ist es nicht so sehr die Psychologie (mit und ohne Tiefen-Praefix), von der er das neue Verständnis und Wirken der Heiligen Schrift erwartet, sondern der Heilige Geist, der erbetet werden muß. Es gebe heute nicht nur den Massenabfall von der traditionellen Religiosität, sondern auch viele neue Aufbrüche; wir stünden in einer Wendezeit, wie sie sich in der Geschichte des Christentums bisher nur einmal, nämlich im 3. und 4. Jahrhundert, ereignet habe. Grundlegend sei der unmißverständliche Glaube an Jesus Christus, den Sohn Gottes, »geboren vor aller Zeit«, den Menschen geschenkt und für ihre Sünden gestorben, und dies wirklich und wahrhaftig, nicht in Bild und Metapher, nicht ins Innere der Seele verlegt, nicht ein »intrapyschisches Drama«, sondern geschichtliche Wirklichkeit, Heils-Geschichte.

Nicht allein, um eine Rücknahme des Lehr- und Predigtverbotes zu erreichen, sondern auch um der großen Bedeutung willen, die Drewermann und seine Botschaft für viele Menschen erlangt haben, müsse man Klarheit über den Sinn mehrdeutiger Aussagen schaffen, müsse Drewermann sich den an ihn ergangenen Anfragen stellen, müsse er sich korrigieren, wo er danebengegriffen habe, und sich mäßigen, wo er über das Ziel hinausschieße. Das sei er den vielen Menschen, die ihm ihr Vertrauen schenken, schuldig. Der Dialog mit ihm leide allerdings unter der großen Schwierigkeit, daß er bisher auf einer doppelten Sprachebene geführt werde.

2. Sprache als Hindernis der Verständigung

Prof. Dr. Hermann-Josef Pottmeyer (Bochum) machte den Gegensatz am Beispiel deutlich: »In der ganzen Diskussion mit Drewermann zeigt sich auch, daß die Ebene unmittelbarer Erfahrung nur *eine*, wenn auch wichtige Sprach- und Denkebene der Theologie ist und sein kann. Bischof Kasper fragte [im Fernseh-Disput], ob das Gedächtnis des letzten Abendmahls Jesu, das die Kirche in der Eucharistiefeier vollzieht, sich im Kern an Jesus selbst berufen könne. Hier handelt es sich um eine dogmatische Glaubensaussage, die im übrigen von der Mehrzahl der Exegeten auch historisch bestätigt wird. Drewermann antwortete, daß Jesus die Feier des Abendmahles jedenfalls nicht als trennendes Merkmal zwischen Katholiken und Protestanten gewollt habe. Darauf kommt es ihm an – und warum auch nicht? In seiner Antwort springt er indes von der Ebene der Ausgangsfrage, die auf die Glaubensaussage und die entsprechende historische Nachfrage zielt, über auf die Ebene der unmittelbaren Erfahrung der Hörer, die an der Trennung der Konfessionen und der Abendmahlsfeiern leiden. Und in der Tat entspricht die Trennung der Christen nicht dem Willen Christi. Indem Drewermann die unmittelbare Erfahrung und diese nicht umstrittene Einsicht anspricht, gewinnt seine Antwort bei vielen Hörern eine unmittelbare Plausibilität. Bei vielen Zusehern erweckte er den Eindruck, daß die Eucharistiefeier überhaupt jeder theologischen Legitimation entbehre, weil sie nicht im Willen Christi begründet sei [...] Um die gleiche Plausibilität für die *Glaubensaussage* und die *historische* Bestätigung zu gewinnen, hätte Kasper einen längeren Anlauf gebraucht und sich einer Fachsprache bedienen müssen, die den Hörern fremd ist [...] Da ist es für Drewermann leichter, einen Punktsieg zu erringen [...]«

Die rhetorische Figur, die hier gebraucht wurde, läßt sich immer wieder entdecken, wenn man Drewermanns Auftritte analysiert. Es fällt schwer zu glauben, daß es ohne Absicht geschieht, wenn er die publikumswirksamen Topoi so oft verwendet, selbst wenn sie bei näherer Betrachtung gar nicht »passen«, also dem Gesprächspartner Unrecht tun und die Zuhörer düpiieren. Kann man noch glauben, daß Drewermann diese Praxis »naiv« anwendet, daß er nicht weiß, wie sie wirkt? Oder ist es eine subtile Art von Populismus, auf die er damit setzt? Kann man es dem Kritiker des »Machtmißbrauchs« in der Kirche hingehen lassen, daß er solche Wort-Macht ausübt, ohne sich dafür zu verantworten?

H.-J. Pottmeyer resümiert: »Da Drewermann sich fast nur auf *der* Ebene bewegt, die, seinem Ansatz entsprechend, auf unmittelbare Erfahrung zielt, während die anderen Theologen zudem andere Denkebenen ins Gespräch einbringen, können sich zwar Teilkonsense, eben auf dieser Ebene, ergeben, aber kein wirklicher Dialog. Nicht daß Drewermann seinen Ansatz konsequent durchführt, stellt das Problem dar, sondern daß er ihn absolut und exklusiv setzt, ihn nicht mit anderen Methoden und Denkebenen ins Gespräch bringt und vermittelt und sich nicht von diesen korrigieren und ergänzen läßt. Mit dem Schwert der Unmittelbarkeit versucht er den gordischen Knoten der verschlungenen und differenzierten Wege zu durchhauen, auf denen heute Wahrheitsansprüche zu prüfen und zu begründen sind. Er entspricht damit einem berechtigten Bedürfnis vieler, erzielt scheinbare Plausibilitäten und bleibt doch gefangen im selbstgewählten Zirkel – einem Zirkel begrenzter Wahrnehmung, einem Zirkel selektiver Argumentation und einem Zirkel verschworener Anhänger.«

Drewermann polemisiert gegen den »Fundamentalismus«, der in der Kirche herrsche und ihn verfolge; aber ist es nicht eine drastische Spielart des Fundamentalismus, wie er selbst mit den hochkomplexen Fragen der modernen Theologie umgeht? Ist das »Schwert der Unmittelbarkeit« nicht eine typisch fundamentalistische Waffengattung, auch wenn auf der Schneide dieses Schwertes nicht die Suren des Koran eingeritzt sind, sondern die Archetypenlehre der Jungschen Tiefenpsychologie?

3. Symbol gegen Satz

Immer wieder kamen die Anfragen an Eugen Drewermann zurück auf die eindrucksvolle, ja verführerische Sprache, in der er spricht und schreibt, virtuos in Wortwahl und Ausdruck, fehlerfrei in Syntax und Grammatik, technisch perfekt vor Mikrophon und Kamera, mit starken Wirkungen in die Breite und in die Tiefe. Sein persönlicher »sound« ist zur Erkennungsmelodie geworden, er zieht an, er bindet und bannt, er begleitet die Attitüde des zu Unrecht Verfolgten und den hohen Anspruch des Verkünders einer neuen, von Amt und Zunft bisher verschwiegenen, befreienden Wahrheit, mit dem Ton des »Ich aber sage euch ...«

Das Sprechen in Bildern dient nicht nur zur Annäherung an Geheimnisse, die sich der Sprachkonvention entziehen; es evoziert auch Erinnerungen an halb und ganz Vergessenes, an Erlebnisse und Phantasien, an Geschichten und Gestalten des innerseelischen Raumes. Kurz, es ist der Dialekt des Unbewußten. Es kann schließlich auch dazu benutzt werden, Eindeutigkeit zu vermeiden, der Verbindlichkeit »satzhafter Begriffe« zu entgehen. Da Eugen Drewermann diese »satzhaften« Begriffe immer wieder angreift, ja vor ihnen eine (wohl nur tiefenpsychologisch deutbare) panische Angst empfindet, hat er einen Redestil entwickelt, der jede abstrakt-begriffliche Anfrage ins Leere laufen läßt, indem sie auf einer lebensgeschichtlich-bildlichen Ebene, mit einem Gedanken aus der psychotherapeutischen Beratungspraxis abgefedert wird. »Nichts anderes soll gelten als sein Ansatz: Emotionalität gegen Rationalität, innere Erfahrung gegen Begriff, Symbol gegen Dogma – all diese ausschließenden Entgegensetzungen sind überzogen und unwirklich und verraten einen dogmatischen Anspruch für eine einzelne Methode – einen dogmatischen Anspruch, den er bei anderen, zumal beim Lehramt bekämpft.«

Was bleibt da von der Sozialbindung des Menschen, die ja doch auch für seinen Glauben, seine Moral nicht unwichtig ist? Was bleibt von der Geschichte und Wirklichkeit des Gottesvolks auf Erden, von der »pilgernden Kirche«, von der sich versammelnden, betenden und handelnden Gemeinde? »Der Monopolanspruch Drewermanns äußert sich vor allem in den falschen Alternativen, deren Schatten auch auf die hilfreichen Beiträge fällt. Es sind die überspitzten Alternativen von »äußerer Realität« und »innerer Realität«, von »satzhaftem Glaubensbekenntnis« und »persönlicher Glaubenserfahrung«, von Gefühl und Denken, von Physis und Psyche, von Symbol und Begriff, von Unmittelbarkeit und Vermitteltheit. In gewisser Weise steht dahinter die bis zur äußersten Spitze vorgetriebene Dynamik der modernen Subjektivität, zur nicht mehr durch andere vermittelten Selbsterfahrung und Selbstfindung« (Pottmeyer).

Für die Aneignung der Biblischen Geschichte bedeutet dieser Regress auf das Innen: »Die Geschichte Israels und Jesu, in der Gott sich und seine Liebe offenbart, verkommt

bei Drewermann zur ›symbolischen Kulisse‹, zu ›Tagesresten‹, in denen die Traumarbeit der Seele die Botschaft des Traums festmacht, zum ›Stichwort‹, das nur die Erinnerung an das ewige Gültige der Archetypen zur Darstellung bringt« (Pottmeyer).

Die Verortung des Heilsgeschehens in der Seele des Einzelnen, die sich aus dieser in den letzten Werken Drewermanns zunehmenden Konzentration auf Jungs Archetypenlehre ergibt, verdrängt die Vorstellung von einem Heil, das von Gott durch Jesus (in Jesus) und damit von außen auf die Welt zukommt.

Die Theologen stimmten überein in dem Verlangen, daß Eugen Drewermann, wenn er am Glauben der Christenheit, nicht nur an dem der römisch-katholischen Kirche, festhalten wolle, hier für die nötige Klarheit sorgen müsse. Gewiß hängt das Heil mit dem Heilen zusammen und »konkretisiert sich das Wort des Heils in der Heilung von Krankheit und der Vertreibung der Dämonen« (Schnackenburg). Aber diese Heilungen Jesu waren historisch faßbare Ereignisse, von vielen beobachtet und bezeugt, nicht innerseelische Vorgänge, kein »schwebender Traum«, keine Projektion archetypisch angelegter Bilder.

4. Das Tribunal der Psychologen

Mit deutlich geringerem Wohlwollens-Vorschub gingen die Fachvertreter der Psychologie und Psychiatrie mit Eugen Drewermann um. Sie litten nicht unter dem Handicap der Theologen, die keinesfalls Material für eine Verschärfung des Konflikts mit dem Lehramt liefern, sondern eher die Verträglichkeit von Drewermanns Ansichten mit der tradierten Lehre aufzeigen wollten; Drewermanns psychologische Position steht im Lehrbeanstandungsverfahren ja nicht zur Debatte. Aber unter den Fachleuten ist sie womöglich noch umstrittener als seine theologische Position. Sie besitzt für sie auch nicht den geringsten Neuigkeitswert.

Was Privatdozent Dr. Anton A. Bucher, Religionspsychologe an der Universität Freiburg in der Schweiz, an Drewermanns *Kleriker*-Bestseller demonstrierte, ist vor allem eine schwer zu begreifende Mißachtung wissenschaftlicher Grundregeln. Drewermann weiß es und bekennt sich ohne Scheu dazu: »Obwohl ich diesbezüglich über statistische Erhebungen nicht verfüge, darf ich doch sagen ...« An die Stelle empirischer Nachprüfung (und Nachprüfbarkeit) setzt er »plausible« Erklärungen spekulativer Art – ganz nach dem Muster Freuds, der seine Theorie vom Ödipus-Komplex an Hand einer einzigen Fallgeschichte entwickelt hat (die sich, wie neuere Untersuchungen ergaben, bei genauem Hinschauen als die Geschichte einer Suggestion erweist). Davon scheint Drewermann nichts zu wissen, er agiert mit dem Ödipus-Komplex, als handle es sich um eine unbestrittene Lehrmeinung.

Das Urteil Buchers lautet: »Mit gängiger psychologischer Forschungsmethodologie hat dieses Psychogramm der Kleriker jedenfalls nichts zu tun [...] Das Vorgehen ist subsumtionslogisch, die empirischen Indizien werden vorgefertigten und nicht weiter hinterfragten Basisannahmen subsumiert. Die daraus resultierende Übergeneralisierung wird den betroffenen Menschen nicht gerecht. Auch in ethischer Hinsicht ist sie mehr als fragwürdig. Gerade ein Psychogramm der Kleriker läßt sich ohne ausdrückliche Berücksichtigung der sogenannten Differentiellen Psychologie (Hofstätter 1971), wie sie in den umfangreichen Bibliographien bei Drewermann nicht begegnet, nicht

erarbeiten.« Und: »Wäre dem Psychogramm *der* Kleriker beispielsweise das Menschenbild der Humanistischen oder der Kognitiven Psychologie zugrundegelegt worden, wäre dieses anders ausgefallen; gewiß nicht übergeneralisierend, nicht geradezu zwanghaft negativ und pathologisch.«

Der Psychologe wundert sich im übrigen, wie anders das Menschenbild aussieht, von dem Drewermann in *Tiefenpsychologie und Exegese* und im *Markuskommentar* ausgeht, er erklärt sich dies damit, daß »dieses Menschenbild [...] dem Zeitgeist, insbesondere der Esoterik mit ihrem Anliegen nach Bewußtseinsweiterung entgegenkommt«.

Aber nicht nur mit der Realitätskontrolle, ohne die der Psychologe nur das findet, »was er schon gewußt hat«, hapert es nach Ansicht des Religionspsychologen bei Eugen Drewermann; auch mit der theoretischen Verarbeitung der Grundlagen, auf die er sich mit uneingeschränktem Autoritätsanspruch beruft, steht es nicht zum besten.

Schon der Moraltheologe Prof. Dr. Bernhard Fraling (Würzburg) hatte konstatiert, daß Drewermann über Gegenstände dieses Faches rede, schreibe und Urteile äußere, ohne von den wichtigen Veröffentlichungen der letzten beiden Jahrzehnte Kenntnis zu nehmen. »In der immerhin dreibändigen Auseinandersetzung mit der Moraltheologie *Psychoanalyse und Moraltheologie* findet sich kein einziges moraltheologisches Standardwerk wie etwa F. Böckles *Fundamental-moral* oder das dreibändige *Handbuch der christlichen Ethik*; die neueste zitierte moraltheologische Veröffentlichung des gesamten Werkes stammt aus dem Jahre 1976, sieht man von einem Zeitungsartikel von 1980 ab; im Register sucht man die Namen renommierter Moraltheologen wie A. Auer, F. Böckle, K. Demmer, F. Furger, J. Gründel, G. Hunold, W. Korff, D. Mieth, B. Schüller, E. Stoeckle ebenso vergebens wie den Begriff Moraltheologie.« Und H.-J. Pottmeyer hatte nachgewiesen, daß die Vorwürfe, die Drewermann gegen die amtliche Kirche wegen ihres Festhaltens an veralteten Formeln für wesentliche Glaubensaussagen erhoben hatte, ganz unbegründet sind: Indem er einfach den von den deutschen Bischöfen herausgegebenen »Erwachsenen-Katechismus« zu jenen Stellen zitierte.

In ähnlicher Weise beklagten die Psychologen, daß Drewermann wichtige Bücher ihres Faches aus den letzten zwanzig Jahren nicht berücksichtigt, sondern nur längst überholte Werke zitiert habe.

Weitere Einwände und Fragen der Psychologen lauteten: Drewermann geht von einem Geltungsanspruch der »Tiefenpsychologie« einschließlich der Psychoanalyse (Freud und C.G. Jung) aus, der dem gegenwärtigen Stand der wissenschaftstheoretischen Debatte keineswegs entspricht. Warum übt er sich nicht auch hier in der Technik des Hinterfragens?

Warum erfahren die Leser auf 900 Seiten *Kleriker* nichts über Drewermanns Erkenntnismittel und Methoden, nichts über die in seiner eigenen psychotherapeutischen Praxis angewandten Verfahrensweisen, nichts über eine (abgeschlossene) Lehranalyse, über Supervision, Behandlungsprotokolle, kritische Reflexion der Ergebnisse?

Wo bleibt die Berücksichtigung des Suggestiveffekts, der bei so weiter Verbreitung der Lehren des Therapeuten gar nicht ausbleiben kann; wer ihn aufsucht, bringt die Symptome mit, die zu den Theorien passen. Wo bleibt die Selbstkorrektur einer Psychoanalyse, die fast ausschließlich von kranken Menschen ausgeht? Wo bleibt die diagnostische Abgrenzung zur Psychose, die notwendig ist, um Katastrophen durch Fehlbehandlung zu vermeiden?

Der Psychiater Manfred Lütz (Bonn) warf Drewermann vor, daß er mit dem Begriff Angst viel zu undifferenziert verfare. Er begünstige damit Vorstellungen einer »Totalneurotisierung der Gesellschaft«, alle Ärzte litten dann am »Helfersyndrom«, alle Richter an »Rechtsfanatismus, die Lehrer an Zwangsneurosen«. Durch die radikale Subjektivierung werde jede Institution in Staat und Kirche zwangsläufig zum Gegner, der Angst einflößt und Ängste ausbeutet. Zwischen Priester und Therapeut müßten die Rollen grundsätzlich unterschieden werden, sonst entstehe ein »guruhafter Anspruch auf Totalerlösung« eines Menschen.

Aus dieser Sicht erscheint es notwendig, daß Eugen Drewermann sich zunächst den von ihm vernachlässigten Entwicklungen in der Psychologie stellen müßte, um Widersprüche, Unklarheiten und Vorwürfe zu klären. Wer vor die Öffentlichkeit hintritt mit dem Anspruch, er bringe die Kenntnis der Seele in die Theologie ein, darf die Frage nach der Gültigkeit seiner Ansichten von der Seele nicht unbeantwortet lassen. Ist der epochemachende Versuch, eine Psycho-Theologie zu begründen (und damit die Phase der historisch-kritischen Exegese sowohl zu steigern wie abzulösen), insofern ein Danaergeschenk, als es sich um längst veraltete Ware handelt, auf die sich einzulassen eher ein Zurück als ein Vorwärts bedeuten würde? Findet diese »Psycho-Theologie« deshalb so starken Zulauf, weil das »abgesunkene Kulturgut« der Psychoanalyse zwar die Position der Avantgarde und der wissenschaftlichen Methode hat räumen müssen, aber gerade beim Populärwissen breiter Schichten angekommen ist?

Die Tagung, von Dr. Franz Henrich souverän geleitet, war eine bewundernswerte organisatorische Leistung. Sie war ernst bei der Arbeit, wie das Thema es erheischte, zugleich gelöst und gelassen, wie es der gute Wille aller, das rechte Verständnis zu finden, es ermöglichte. Aus dem Publikum kamen Stimmen, warum man Eugen Drewermann nie lächeln sehe, er müsse wohl sehr einsam sein, trotz seines großen Erfolgs beim Publikum. Die Bischöfe wurden gefragt, ob sie auch genug täten, um das einfache Kirchenvolk vor den schönen Irrtümern zu bewahren. Jemand sagte: »Hat er wirklich gesagt, daß man jetzt nur noch für den Untergang der Institution Kirche beten kann? Warum will er dann unbedingt noch in ihrem Namen lehren?«

Seit der Münchner Tagung hat Eugen Drewermann weitere Aktionen unternommen, die sein Fernbleiben von der Katholischen Akademie in einem noch eindeutigeren Licht erscheinen lassen. Auf einer von ihm veranstalteten »Pressekonferenz« in Bonn erklärte er, er sehe sich vor die Wahl »zwischen der Treue zum Erzbischof und der Treue zu den Menschen« gestellt und wolle seine »priesterlichen Funktionen ruhen lassen«, solange das gegen ihn verhängte Lehr- und Predigtverbot bestehe; ein auf »reinen Sakramentalismus reduziertes« Priesteramt wolle er nicht ausüben. Er forderte Erzbischof Degenhardt auf, seine Kirchensteuer an den Fond zum Schutz der wilden Tiere oder ein (von Drewermann bestimmtes) »Misereor«-Projekt abzuführen – nicht ohne drohend hinzuzufügen, er werde jede anderweitige Verwendung als »schwere Veruntreuung« betrachten.

Seinem »Doktorvater« und freundwilligen Kollegen Heribert Mühlen erteilte er eine schroffe Absage an sein Bemühen, einen Kreis von Theologen für einen fairen Dialog »mit dem ausdrücklichen Ziel der Rücknahme des Entzugs der Lehr- und Predigterlaubnis« einzuberufen. Er werde sich »nie mehr zu der verdrehten Sprache und bizarren Lebensform zurückzwingen« lassen, die in der Theologie verkörpert und verlangt werde. »Mit wem ich spreche, wann und worüber, bestimme einzig und allein ich.«

Man darf also gespannt sein, wen der so Selbstgewisse, der sich nur zu seinen eigenen Bedingungen einladen lassen will, in Zukunft von sich aus einladen wird. Bei dem Interview auf der Freitreppe für die ZAK-Sendung des WDR am 20. März 1992 ist er jedenfalls nicht nur im Bilde auf einer sehr unteren Stufe angekommen.

Der Weltauftrag des Laien

Neun Thesen

Von Manfred Spieker

Die Frage nach dem Weltauftrag des Laien in der Kirche des Jahres 2000 verlockt zu Spekulationen über die Entwicklung der Welt und der Kirche bzw. der Kirchen in den nächsten zehn Jahren. Wie schnell sich die Welt ändern kann, haben wir in den vergangenen vier Jahren in zweifacher Weise erlebt. Wer hätte Anfang 1987 zu hoffen gewagt, daß die Bemühungen um Rüstungskontrolle nicht nur zu einer Beschränkung des Rüstungswachstums, sondern zu echter Abrüstung führen, daß die Deutschen diesseits und jenseits der Elbe nicht nur mehr Reisefreiheit, sondern ihre Wiedervereinigung erlangen, daß Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Bulgarien und die baltischen Staaten ihre Freiheit und Souveränität wiedererlangen würden, daß die Perestroika die Sowjetunion in eine tiefgreifende Veränderung und schließlich die Auflösung führen und auch die Despoten vieler Staaten Schwarzafrikas zwingen würde, eine Entwicklung zu mehr Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Pluralismus zu ermöglichen? Wer hätte zu hoffen gewagt, daß sich die 34 KSZE-Staaten am 21. November 1990 in Paris auf die Charta für ein neues Europa verpflichten, in der sie sich zu unveräußerlichen Menschenrechten, zur Achtung vor der menschlichen Person und der Rechtsstaatlichkeit, zu repräsentativer und pluralistischer Demokratie und zu sozialer Marktwirtschaft bekennen?

Und wer hätte nach all diesen unerwarteten Ereignissen, die doch Wirklichkeit wurden, zu fürchten gewagt, daß die Perestroika schon zwei Monate nach der Charta von Paris von Gorbatschow, Pugo, Jasow und Krjutschkow suspendiert werden könnte, daß die freigewählten Parlamente und Regierungen Litauens, Lettlands und Estlands von Panzern, Fallschirmjägern und selbsternannten Rettungskomitees einer stalinistischen Partei bedrängt, gejagt und getötet werden könnten und daß am Golf das Tor zu einem 3. Weltkrieg aufgestoßen wird?

Ich will der Verlockung widerstehen, über Entwicklungsmöglichkeiten der einzelnen Problemfelder zu rasonieren und zu spekulieren. Festzuhalten bleibt: Hoffnungen und Befürchtungen, Freude und Trauer werden im Jahr 2000 so eng beieinanderliegen wie im Jahr 1991 und in allen Jahrhunderten seit Christi Geburt. In Politik und Wirtschaft, in Kultur und Wissenschaft werden sich auch künftig Licht und Schatten mischen und die einen zu Euphorie, die anderen zu Resignation und die dritten zum Nörgeln verfüh-